

I.

Ein langer Zwischenraum! Drei Jahre waren vergangen, seitdem ich an einem schönen Septembertag mit zerrissener Seele von Paris Abschied genommen. Ich hatte zwei Sommer im österreichischen Alpenlande und einen am Genfersee zugebracht und eine projektirte Tour nach Paris immer wieder verschoben.

Von Zeit zu Zeit erhielt ich einen Brief von Heine. Ich besitze viele dieser mir sehr kostbaren Blätter, kann mich aber nicht entschließen, sie bei Lebzeiten vollständig zu veröffentlichen. Die Angriffe auf die verschiedensten Persönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die Persiflage, in der sich der Dichter ergiebt und die nicht selten über das Maß des bei uns Ge-

statteten und Gewohnten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachensaat von Verfolgungen heraufbeschwören. Diese Briefe müssen, trotz der köstlichen Dinge, die sie enthalten, liegen bleiben. Nur zur Probe und mit zahlreichen Auslassungen, die bedeutend mehr betragen als der abgedruckte Text, lasse ich hier einen der mildesten folgen. Wieder muß ich zu meiner Betrübniß sagen, daß die besten Stellen aus Schonungsgefühl oder Gemüthlichkeit den Censurstrichen geopfert wurden.

Paris, 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten

immer schlimmer und ich verliere sogar die Lust zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf diese Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Handen komme, für die zwei Bändchen „Gedichte und Ziska“ danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Regle generale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn — — Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen und schon zum siebenten Male sind diese Böglein wieder zu mir in ihr Nestchen

zurückgeflattert. Ich werde sie daher unter keiner
Bedingung mehr verleihen, sondern nur ver-
schenken. — — — — —

Ich bin neugierig auf Ihren Urias, um die Be-
flaunisse beurtheilen zu können, die man gegen
Sie ausheckt. Wie die Sachen zusammenhängen,
habe ich leicht begriffen, nachdem mir — —
— — — — — einige Indicationen über
die Personagen gegeben, die Sie mit ihrer Scheel-
sucht verfolgen. — — — — —

— — — — — Es ist in der That eine sehr
bedenkliche Propaganda, der kein Mittel zu schmu-
zig erscheint Aber getrost! Solche Aerger-
nisse werden Sie früher oder später überwinden
und desto siegreicher aus dem Treffen hervorgehn.
Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu
thun gehabt und wahrlich nicht diese haben mich
zu Boden geworfen. „Jedes große Talent,“

schrieb mir einst der selige Wolf, „hat seine Laus“
 und Sie wissen, wen er darunter meinte ... Ich
 hatte aber eigentlich zwei Läuse und die eine da-
 von lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie,
 liebster Freund, haben noch etwas Schlimmeres
 als eine Laus, nämlich ein Paar fetter Wanzen,
 die in der bekannten Hausflirerweise überall umher-
 kriechen. — — — — —

— — Lassen Sie sich nichts merken, Liebster,
 von dem, was ich Ihnen hier sage, es ist gut,
 daß Sie die Dinge wissen und es wird sich bei
 ruhigem Abwarten der Dinge schon Abhilfe fin-
 den. Nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein
 großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch
 hierin — — — — —

— — — — —
 Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuli-
 ches würde sich bieten! Unbegreiflich ist es mir,
 daß ich in meinem jetzigen tiefsten Misere noch
 den Romancero schreiben konnte. Sie haben

Recht, wenn Sie sagen, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen und gar eine Gedichtsammlung ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monate nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (sogar eine Stereotypausgabe) vergriffen und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5—6000 Exemplaren bei jeder Auflage druckte. — — — — —

Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung und sie läßt Sie freundlichst grüßen. Ueber Politif schreibe ich Ihnen heute nichts und wie es hier aussteht, werden Ihnen die Lacunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenosse
Heinrich Heine.

Es war im August 1854, als es mich wieder nach Paris und zwar beinahe nur Heine's wegen nach Paris trieb. Mein Aufenthalt konnte sich diesmal nicht lange erstrecken, denn er war gewissermaßen nur ein Seitensprung, den ich mir auf einer größern Reise erlaubte. Paris sah übrigens damals sehr düster aus. Alle Welt war an den Rhein, nach Baden-Baden und Somburg ausgewandert und die Zurückgebliebenen schienen merklich niedergedrückt von der Nähe der Cholera, die wie eine Miasmawolke von dem heißen Himmel Marseille's daherzog und über das unglückselige Arles immer höher und höher bis an die lachenden Ufer der Seine hinaufstrich.

Mein erster Gang am andern Morgen galt dem Hotel der britischen Gesandtschaft, wo mein Freund Odo Russell wohnte, der zweite Gang war zu Heine. Er wohnte noch immer Nr. 50 Rue d'Amsterdam in jenem fatalen Zimmer mit der Aussicht auf den Hof hinaus und in seine

Matrazengruft klang noch immer von drüben gedämpftes Pianofortegeklimper herüber. Jahr um Jahr war vergangen, die Gevinnen, die drüben sonst die Studien von Czerny und Herz herabgeleiert, waren nun gewiß schon recht reife Jungfrauen geworden, und trugen nun die „Sehnsucht nach Kiew“ von Jules Schulhoff vor — die gereizten Nerven des Kranken mußten Tag für Tag die Entwicklungen ihrer Pianofertigkeit verfolgen — mit welcher Qual!

Er schien mir körperlich wenig verändert, aber nervös sehr gereizt. Gegen Meyerbeer war er vom heftigsten Aerger erfüllt. Die Ursache desselben ist mir nicht klar geworden, es schien mir jedoch sich damit so zu verhalten: Heine hatte ein paar Jahre zuvor ein Tanzpoem Faust geschrieben, das Berliner Theater hatte den Stoff fast ganz in Heine's Art und Zurechtlegung als „Satanella“ auf die Bühne gebracht. Der Dichter sah sich um seine Lantieme gebracht und schrieb

an den Generaldirektor, ihn zu seinem Rechte zu verhelfen. Meyerbeer konnte oder wollte nichts thun. Heine ergoß sich nun in Späßen über den Maestro und fügte endlich lachend hinzu: Desseungeachtet ist Meyerbeer unsterblich — nämlich so lange er lebt — und auch auf ein paar Jahre darüber hinaus — für diese hat er vorausbezahlt.“

Er beschäftigte sich damals eben eifrig mit der französischen Uebersetzung seiner Gedichte. Sie gab ihm viel zu thun. Der arme Gerard de Nerval war ihm bei dieser Thätigkeit zur Hand und brachte alle Vormittage ein paar Stunden an seinem Bette zu.

Heine hatte nämlich trotz seines langen Aufenthaltes in Frankreich das Französische nie vollkommen erlernt, wiewohl er alle Feinheiten dieser Sprache im Munde Anderer vollkommen zu würdigen verstand. Die Uebersetzungen, die er selbst zu Wege brachte, litten an einer gewissen Weitschweifigkeit und hatten deutsche Tournure. „Sie

können nicht glauben," sagte er, „wie schwer es den Deutschen fällt in diesen abgezikkelten, bestimmten, unverrückbaren Formen den deutschen Geist wiederzugeben. Meine eignen Lieder kommen mir in dieser Umbildung ganz fremd vor. Ich deutscher Waldvogel, gewohnt seine Wohnung aus dem buntesten und einfachsten Material zusammenzubauen — ich nistete da in der Allongeperücke Voltaire's!

Seine war einsamer geworden. Der kleine Kreis von Freunden, der ihn früher umgab, hatte sich verringert. Die flammenäugige Elise kam nicht mehr — das Freundschaftsverhältniß war abgebrochen. In dem großen Hause, das Herr A...., der inzwischen Millionär geworden, führte, trafen sich, so hieß es, manche zweideutige Existenzen. Der Unternehmer eines Circus kann es nicht vermeiden, daß in seinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern auch ein Genie des gespann-

ten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheine, und Seine verbat sich den Umgang.

Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war gestorben. Ich fragte nach Mademoiselle Jenny — Bouffillon hieß sie in unserem Kreise — sie war eine grande dame du quartier Breda, eine berühmte Cameliendame geworden — eine Cameliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komischen Oper und zwei Lakaien.

Seine langte nach den Papieren, die auf seinem Nachttischchen lagen und gab mir die dem ersten Bande der vermischten Schriften beigegebenen Gedichte zur Lektüre. Ich las:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
 Sie haben an mir das Schlimmste verübt,
 Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
 Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
 Der lustige Vogelgesang erschallt,
 Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —
 O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob' ich mir den Orkus fast;
 Dort kränkt uns nirgends ein schöner Contrast,
 Für leidende Herzen ist es viel besser
 Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
 Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
 Der Furien Singsang, so schrill und grell,
 Dazwischen des Cerberus Gebell,

Das paßt verdrüßlich zu Unglück und Qual —
 Im Schattenreich, im traurigen Thal,
 In Proserpina's verdammten Domänen
 Ist Alles im Einklang mit unsern Thränen.

Hier oben aber — wie grausamlich —
 Sonne und Rosen stechen mich!
 Mich höhnt der Himmel, der bläulich und malklich —
 O schöne Welt, du bist abscheulich!

Von Strophe zu Strophe hatte sich meine Bewegung gesteigert. Hier gelangte die Stimmung des Kranken zum entsetzlichen Ausdruck. Ja, so war's. Draußen lag der Sonnenschein auf den Straßen, die Carossen fuhren nach dem Bois de Boulogne, die guten Freunde flanirten und hier lag einsam und elend der Unselige auf seinem Lager.

„Lesen Sie weiter,“ sprach Heine. „Hier finden sich auch religiöse Gedichte.“

Ich las:

Laß die heil'gen Parabolen,
 Laß die frommen Hypothesen,
 Suche die verdamnten Fragen
 Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
 Unter Kreuzlast der Gerechte,
 Während glücklich und als Sieger
 Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
 Unser Herr nicht ganz allmächtig?
 Oder treibt er selbst den Unfug?
 Ach, das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
 Bis man uns mit einer Handvoll
 Erde endlich stopft die Mäuler —
 Aber ist das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös?“ fragte ich. „Ich
 nenne es atheïstisch.“

„Nein, nein, religiös, blasphemisch = religiös,“
 erwiederte er lächelnd. „Da ist aber Eïns, das
 ich besonders lieb habe; lesen Sie es laut, daß
 ich es noch einmal höre.“

Ich las:

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
 Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief,
 Er zeigte blendend hell, wie tief
 Mein Unglück ist, wie tief entseßlich.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl,
 Dich, die in meines Lebens Bildniß
 So schweigsam standest, wie ein Bildniß
 So marmorschön und marmorfühl.

O Gott! wie muß ich elend sein!
 Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
 Aus ihrem Auge Thränen brechen,
 Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
 Auch Du erbarm' Dich mein und sende
 Die Ruhe mir, o Gott, und ende
 Die schreckliche Tragödia.

Ich mußte inne halten. „Welche Gedichte
 sind das,“ rief ich, „welche Klänge! Nie noch haben
 Sie dergleichen geschrieben und ich habe noch nie
 dergleichen Töne gehört.“

„Nicht wahr?“ fragte Heine und richtete sich
 mit aller Mühe ein wenig auf seinem Kissen auf,
 indem er mit dem Zeigefinger seiner blassen, blut-

losen Hand das geschlossene Auge ein wenig öffnete — „nicht wahr? Ja, ich weiß es wohl, das ist schön, entsetzlich schön! Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war.“

„Ein Ruf vom Jenseits liegt darin,“ antwortete ich, „ein Wehruf wie von den acherontischen Ufern, es ist der Sehnsuchtschrei eines Schattens nach dem sonnigen Leben. Und es ist kein gewöhnlicher Todter, der herausschreit, es klagt und jammert ein Lear! Die tiefste Schwermuth Ihrer gesunden Tage, ach, sie ist eine helle prachtvolle Mondnacht gegen diese sternlose, noch nie von Licht durchschnittene Finsterniß!“

Ich fühlte es tief: das schreckliche Krankenzimmer hatte seine Natur auf eine tragische Höhe

gehoben, die ihm eigentlich gar nicht eigen war. Die Tortur der schweren physischen Leiden hatte seine Seele gewaltsam ausgedehnt und bis zu einer unheimlichen Tiefe durchbohrt. Seine bemerkte die Gefühle, die er in mir erweckt und wollte mich durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern. Aber jede größere Aufregung, jedes längere Gespräch rächte sich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen ihn plötzlich und streckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre sein Geist schon entflohen. Nur das über sein Gesicht oft blickartig fahrende Zucken verrieth noch, daß er lebe — aber ein unsäglich gequältes Leben.

Von dem tiefsten Mitleid erfaßt, ich kann wohl sagen, zerrissen, sah ich eine Zeitlang stumm auf ihn, da aber sein Zustand sich nicht änderte, richtete ich ein paar Fragen an ihn, die er nicht beantwortete, nicht einmal zu hören schien.

Da wollte ich mich eben zur Thür hinausgeben, um die eine der Wärterinnen herbeizurufen, aber Seine machte eine Bewegung mit dem Arm und ich blieb stehen, um zu erfahren, was er wolle. Er wiederholte diese Bewegung, die mir jedenfalls einen Wink geben sollte, ohne daß ich sie verstand.

Da machte Seine meinem Zweifel ein Ende, indem er auf das mühseligste ein „Bleiben Sie“ flüsterte. Sein Wille erzwang eher den Gehorsam von seiner Sprache, als von seinem Arm.

Fast eine halbe Stunde lang lag er in diesem Schmerzensanfall reglos da.

Ich erwähne dieser Scene, um ein Bild von einem Krankenlager zu geben, welches Tag für Tag solche Vorspiele des Todeskampfes darbot, um die Macht und Elasticität eines Geistes zu zeigen, der beinahe nur noch in den Trümmern eines Leibes wohnte. Bei ähnlichen Auftritten verweilen und sie in ihrer Gräßlichkeit ausmalen,

will ich nicht. Draußen war der hellste Tag,
der blaueste Himmel; die lachende Sonne blickte
durch's Fenster, das rege freudige Leben der Andern
rauschte geräuschvoll vorüber. In meiner Seele
klangen die Verse:

„O schöne Welt, du bist abscheulich!“

seltsam contrastirend nach.